

ERZÄHLEN STATT ZÄHLEN

ÜBER DIE BEGEGNUNG DER GUARANÍ MIT FORSCHERN UND GOTTESPÄDAGOGEN

EINS, ZWEI, DREI, VIER: *peteĩ, mokõi, mbohapy, irundy* ... längst hatten die eingeborenen Guaraní in ihrem später von Europa aus neu entdeckten Teil Südamerikas begonnen zu zählen – aber wenig ambitioniert. Kaum angefangen, war bei *irundy*, der Vier, schon wieder Schluß; unsere ausgeschwärmten Vorfahren, die europäischen Entdecker, Eroberer und Glücksritter, ebenso wie die aus der alten Welt herübergekommenen Missionare und Forscher konnten sich überlegen fühlen.

Menschen, die nicht bis fünf zählen können, gelten nicht viel. Von bedauernswert bis unwert reicht die abschätzigste Skala. Und je nachdem, wer wen wie einzuordnen die Macht besitzt, wird auf entsprechende Abhilfe gesonnen: in der Spanne von Pädagogik bis Pogrom. Glück für diejenigen Eingeborenen, bei denen es hieß: zählen lernen. Sind doch die Zahlen, schrieb 1783 der Missionar Martin Dobritzhoffer, „sowohl im gemeinen Leben von vielfältigem Nutzen, im Beichtstuhle aber um eine vollständige Beichte abzulegen schlechterdings unentbehrlich ... [Also] wurden die Indianer bei dem öffentlichen catechetischen Unterricht in der Kirche täglich aufspanisch zählen gelehret. An Sonntagen pflegte das Volk mit lauter Stimme von 1 bis 1000 spanisch zu zählen.“¹

Die Guaraní zählten bis vier, die von Dobritzhoffer beschriebenen Abiponer hörten sogar schon bei drei auf.² David Cranz, der evangelische Missionar, der von den Inuit in Grönland berichtet, meint, dieses Volk käme auf Anhieb gerade einmal bis fünf und nur mit Mühe und Tricks bis um die Zwanzig herum: „Statt Zwanzig sagen sie auch wol Ein Mensch, nemlich alle Finger an Händ und Füßen und zählen hernach so viel Finger zu, als über die Zahl ist. Folglich sagen sie statt hundert fünf Menschen. Die meisten sagen, wenns über zwanzig geht: Es ist unzehlig. Wenn sie aber zu der Zahl eine Sache setzen, so drücken sie manche Zahlen anders aus, als Innuít pingafut, drey Menschen.“³

Solche und ähnliche Beobachtungen aus den vergangenen Jahrhunderten kommen aus allen Ek-

ken der Welt. Auch heißt es allenthalben, die einheimischen Völker seien, wenn nicht gleich unfähig, so doch von großer Unlust, was das Zählen und Rechnen betrifft. „Sie sind nicht blos des Rechnens unkundig sondern auch abgesagte Feinde desselben. Ihr Gedächtnis ist ihnen fast immer ungetreu. Beim Zählen haben sie unausstehlich lange Weile ...“⁴ meint Dobritzhoffer. Letztlich hinterlassen die missionarischen, wirtschaftlichen, aber auch militärischen Einflüsse dann doch ihre Spuren in den einheimischen Sprachen und Gewohnheiten.⁵ Für einen Guaraní bis tausend zu zählen geht mittlerweile, wie das *Interaktive Wörterbuch Guaraní* der Universität Mainz nahelegt, problemlos vonstatten.⁶ Die Zehntausender allerdings oder gar die Million haben dort bis heute keinen Eingang gefunden. In solch hohe Sphären aufzusteigen gelingt nun mal nicht jedem, schon gar nicht jenen ehemaligen Tausendsündern, von denen es an Dobritzhoffers „Sonntagen“ gewimmelt haben muß.

Verruchte Sünder, diese Indios! Selbst erfahrene Missionare packt da das Grauen, einer schlägt hektisch Kreuze angesichts der Satansbrut, an die er geraten ist. „Weicht von mir“, dröhnt seine Stimme, „zur Hölle ihr nackten, bemalten, ihr jungen, ihr alten, ihr tausendköpfigen Teufel ...“, und wie der Rufer noch um Worte ringt, kehrt seine professionelle Besinnung als Bruder der *Societas Jesu* zurück, denn in diesem Orden gelten die Eingeborenen als Opfer des Satans, nicht als dessen Komplizen. So verfallen sie dem Bösen auch sind, so sind sie der Rettung doch würdig und damit würdig für die zehn Gebote, ohne die das Tor zur Läuterung verschlossen bleibt. Zehn ist der Schlüssel. Dorthin, Glück gehabt, beschließt der gute Hirte, lehre ich sie zählen, über die Vier hinaus, hinüber ins Reich der zehn Gebote, zwei Hände voll, *po* und nochmal *po*, lasse ich sie zählen. *Po* heißt doch das da? Viele Sekunden reckt der Missionar seine Linke in Richtung der vor ihm kauern Menge. Danach gleitet *po*, die Hand, ein Stückchen nach oben, wo sie vor des Gottesmannes weit aufgerissenen Augen verharret. „*Po*“, schallt es aus seinem Munde. Seine Hand, jetzt in mathematisch-liturgischer Funktion, reckt sich gemeinsam mit dem Arm maximal in die Höhe, schwenkt fahngleich durch die Luft über dem nun schweigenden Pater, wobei jetzt die fünf schwebend gespreizten Finger mit einer Art stillem Klimpern die Hauptrolle übernehmen. Das unhörbare Spiel endet abrupt, als der Missionar sich gezwungen sieht, die bedenklich wachsende Ungeduld auf dem Platz erneut mit wuchtiger Stimme zurückzudrängen: *Po* ist die Hand, das wunderbare Zusammenspiel der fünf Finger. Ergo steht „*po*“ für die Fünf. *Po* ist fünf. *Mbohapy, irundy, po* – nach drei kommt vier, nach vier kommt? *po* – verkündet der Gottespädagoge in erlösungsfreudigem Ton; am Ziel ist sein Unterricht damit aber leider noch nicht, nicht einmal die kleine Pause scheint nah.

Es geht also weiter: Bei der auf dem Platz stattfindenden Lehreinheit könnten spätere Generationen – falls längst Ver-

gangenes für sie nachlauschbar wäre – meinen, sie hörten eine Schellackplatte mit Sprung: Wiederholung statt Abwechslung, Sermonartig, ein ums andere Mal, zählt der Pater – auf guaraní – von *peteĩ* über *mokõi, mbohapy, irundy* bis hin zu der von ihm neu eingeführten *po*, der Fünf. Fünfmal die gleiche Leier. Fünf identische Blöcke: *peteĩ, mokõi, mbohapy, irundy, po*.

ANATOMISCHE METAPHERN

Passend zu seiner gegenstandslosen Zählerei verliert sich der gottesfürchtige Blick des tüchtigen Lehrers für Augenblicke in einem Nirgendwo, wahrscheinlich dort, wo alles eins ist, weil sich nichts unterscheidet. So ist es dort, aber hier ist hier, spricht der Missionar vor sich hin. Und bevor es mit seinem Unterricht weitergeht, reibt er sich schnell noch die Augen, nicht wie nach dem Erwachen, sondern einfach, um klarer zu sehen. Was er sieht, ist ungebrochen großer Handlungsbedarf, wobei ihm sein Gespür irgendwie den Rat erteilt: Penetranz bricht Gewohnheit.

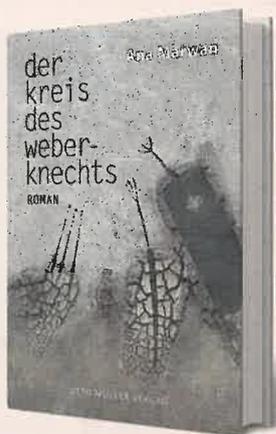
Mit dem Gefühl, optimal munitioniert zu sein, sticht jetzt sein Blick mit hintergründigem Lächeln hinein in die Menge, die er, das ist sein Plan, penetrant, abwechselnd in Unruhe versetzen und erlösen wird: Unruhe – Erlösung etc. pp.

Mir nach, fordert er selbstgewiß. Wie Schüsse schlagen die Zahlen ein, und zur weiteren Dynamisierung seiner Performance hat er begonnen, martialisch auf der staubigen Stelle zu stampfen, ohne sich dabei fortzubewegen. Dazu passend schwingt er tambourmajorartig die Arme, als ob das Volk vor ihm an Schnüren hänge ... dieserart spult er die Zahlenblöcke herunter, und zwar ohne *irundy*, die Vier, auch nur irgendwie hervorzuheben, nicht positiv durch Betonung, nicht negativ durch übertriebene Mißachtung. Und selbstverständlich auch ohne eine kurze Kunstpause danach. Nein, *irundy* ist bloße Durchgangsstation. Nach *irundy, zack, zack*, folgt lückenlos *po*. Dem Gaukler *irundy*, der sich wie die Vollendung gebärdet, wird gründlich, so des Missionars heutiges Etappenziel, das Handwerk gelegt. *Irundy*, frohlocket, ist Übergang, nicht Ende. *Irundy* ist das offene Tor auf dem Weg nach Mehr. Nach *irundy*, welche Freude, kommt *po*, und auch *po*, ihr werdet es erleben, ist ein Schritt näher am Paradies, in den Himmel, jawohl ... mitreißend, meint der Pater, kommt seine Botschaft herüber, wie ein Hammer, denkt er, wirke seine stürmische Dramaturgie im Verbund mit dem durchdringenden Dröhnen seiner Stimme ... aber ach, was ist das? Wie er sich da so siegesgewiß umtut, muß er erkennen: Nur einige rotznasige Kinder sind mit aufgesprungen auf seinen rasanten Zahlengalopp, *peteĩ* etc. ... Die Älteren hingegen blicken wie taub auf den Boden und abwechselnd, arhythmisch, zeitlupig auf Hände und Finger. Sehr genau schauen sie hin und irgendwann kopfschüttelnd zurück. Ihre Lippen zusammengepreßt, bleiben, das sieht er genau, hoffnungslos stumm. Und von den wenigen, die sich zumindest leise ihrer Neugier ergeben, endet der Ritt wie gehabt mit *irundy*, der Vier.

Was unser Gottespädagoge mit seinem Gespür für die Vorgänge beim Zählen intuitiv verschieben wollte, hatte etwas damit zu tun, wofür Alexander von Humboldt später den wunderbaren Begriff der „Ruhepunkte“ erfand. Die von Humboldt festgestellte, übliche Zählpause lag allerdings bei fünf, also eins höher als hier auf dem Platz. Abgeschaut hatte der große Forscher die gliedernden „Ruhepunkte“ dem menschlichen Körper. Sie verliefen, so von Humboldt, im Fünfertakt, entsprechend

ANZEIGE

Eine mitreißende Gesellschaftssatire



Das herrlich ironische Debüt von **Ana Marwan** erzählt vom übersättigten aber dennoch sinnsuchenden modernen Menschen, einem Rückzug aus der Gesellschaft und der (Un-) Möglichkeit, ein Leben in vollkommener Einsamkeit zu führen.

Ana Marwan
Der Kreis des Weberknechts
 Roman | 192 Seiten,
 gebunden mit Schutzumschlag
 € 22,- (E-Book: € 17,99)
 ISBN 978-3-7013-1271-9



OTTO MÜLLER VERLAG

den jeweils fünf Fingern und Zehen an den vier Extremitäten, also an beiden Händen und Füßen. Die Zählvorgänge „...infolge der gleichen körperlichen Gliederung (vier fünffach geteilter Extremitäten) stehen still, entweder bei einer Hand, oder bei beiden, oder bei Händen und Füßen. [Diese] Gruppen von Einheiten gewähren Ruhepunkte beim Zählen ...“⁷ Zu den von Humboldt im Titel genannten verschiedenen Völkern gehörten unter anderen die Guaraní, die er übrigens, wie auch die mittlerweile ausgestorbenen „Lulos“, zu „den sehr rohen amerikanischen Stämmen“⁸ zählte.

Die Humboldtschen Ruhepunkte sprechen von einem üblichen Innehalten beim Zählen, nicht davon, daß bei fünf, zehn, zwanzig oder gegebenenfalls einem Mehrfachen der Zwanzig Schluß sei mit der Zählkunst. Die Guaraní sehen das möglicherweise anders; aus beichtväterlicher Sicht jedenfalls – wir befinden uns wieder inmitten der schleppenden Unterrichtseinheit auf dem staubigen Platz, wo der Pater sich redlich mit seinem immer noch wenig kooperativen Völkchen abrackert – geht es nicht um das Zählen an sich. Das Anliegen hier ist pragmatischer Natur: Es gilt, die Indios über die Vier zur Fünf zu hieven, mit ihnen die Leinen zu kappen, sie in die Weite zu führen, hinaus aufs offene Zahlenmeer, von der Fünf dann Kurs auf die Zehn zu nehmen, um so hinüber zu den zehn Geboten zu gelangen. Und von dort aus läßt sich eventuell noch weiter Entferntes anpeilen, die Tausend vielleicht, um die Dimension der durch die Gebote definierten Sünden zu ermessen – und ebenso die Gnade der Vergebung.

In Relation zur Bedeutung dieser Aufgabe kann auf dem Platz bisher nicht wirklich von relevanten Fortschritten gesprochen werden; immer noch stecken sie fest bei der Vier, vielleicht weil der Pater, getrieben von seiner Mission, die kleinen Hindernisse übersieht?

So ist es, denn wie mancher Forscher ist auch der brave Missionar, anders als einige der „sehr rohen amerikanischen Stämme“, nicht weit genug ins Detail gegangen. Hätte er darauf geachtet, was seine immer noch vor ihm kauern, jetzt eindringlich miteinander diskutierenden Indios bewegte, als sie „wie taub auf den Boden und abwechselnd, arhythmisch, zeitlupig auf Hände und Finger“ schauten, dann hätte ihm auffallen können: Sie betrachteten ihre Extremitäten, die Hände und Füße. Sie vergewisserten sich der Anzahl ihrer Finger und Zehen. Und? Sie zählten pro Hand oder Fuß partout nicht fünf, sondern jeweils immer nur vier dieser Teile, genauer gesagt, vier dreigliedrige Finger und vier dreigliedrige Zehen, während die Daumen und großen Zehen bis heute jeweils nur zweigliedrig sind und als solche etwas Eigenes bilden. Natürlich formen die ungleichen Geschwister, die Finger mit dem Daumen, auch hier eine Hand, nicht aber das Symbol für fünf, wie es ihnen dieser christliche Europäer nach wie vor weismachen möchte. Als ob sich bei ihm zu Hause aus Äpfeln und Birnen Summen bilden ließen anstatt einfach nur etwas anderes, sagen wir: Obstsalat.

Der Tag ist noch lang, ich habe Zeit; das soll die entschlossene Miene des Paters gegenüber seinen pedantischen Zählern wohl signalisieren. Was der geplagte Lehrer damals nicht ahnen kann, ist, wie viel vergebliche Mühe tatsächlich noch vor ihm liegt – und vor seinesgleichen. „Allein“ – so schrieb Dobritzthoffer 1783, fast 300 Jahre nach Beginn der Entdeckung des Kontinents – „wir wuschen an einem Mohren. Die meisten lernten eber Musik, die Mahlerey und Bildhauerrey als die Zahlenlehre: denn wenn sie gleich die Zahlen auf Spanisch aussprechen können, so irren sie sich doch leicht im Zählen, so daß man ihnen hierinnfalls nur sehr selten trauen darf.“⁹

Feierabend. Natürlich ist unser Missionar kein Unmensch; dennoch hat soeben nicht er die Runde aufgehoben, sondern sie sich selbst. Aufgerufen von niemandem, folgen die Guaraní ihren Füßen, ihren Stimmen, ihrem kurzen Schatten und ver-

schwinden, lassen sich verschlucken, vom Wald, vom Fluß, von Teppichen aus Schmetterlingen, vom Rufen der Tiere, von Wolken aus Moskitos, die in den frühen Abend hinein noch einmal gierig – als ob es zum letzten Mal wäre – zustechen wollen, aber nur die weiche Haut des Gottesmannes finden. Dann ist schlagartig Nacht ... und kaum graut der neue Tag, kommen alle, oh Wunder, aus ihren Hütten.

Der gestrige Unterricht ... Schwamm drüber; es geht ja auch ohne Zahlen, berichten die Informanten über die neu entdeckten Völker: „Um also über Fragen der Zahlen der Antwort wegen nicht lange in Verlegenheit zu seyn, heben sie von ihren Fingern, so viel sie wollen, nach Gutdünken in die Höhe, und betrügen also bald sich selbst, und bald den welcher sie fragt. Oft ruffen sie, wenn die Zahl über drey geht, des Fingerhebens überdrüssig Pop! Viele ...“¹⁰ ist bei Dobritzthoffer über die Abiponer zu lesen. Oder, um weitere Zahlenangaben zu machen, würden sie „allerlei wunderliche Kunstvortheile“ gebrauchen. Die Zehen eines Straußenfußes – drei nach vorn, eine nach hinten – stünden für vier; die Fünf werde angedeutet durch eine besondere Sorte von Haut, „welche sich durch Flecken von fünferlei Farben auszeichnet“. Häufig würden Mengen räumlich angegeben. Wenn etwa von der Beute an eingefangenen Wildpferden die Rede sei, ginge die Frage um: „Wie viel Raum nehmen die Pferde ein, die ihr nach Haus gebracht habet?“ Eine Antwort darauf könnte lauten: „... sie reichen von diesem Walde an bis zum Ufer des Flusses.“¹¹

ZAHLWÖRTER AUS DEM LEBEN

Was die Eingeborenen dieserart praktizierten, schreibt August Friedrich Pott im frühen 19. Jahrhundert, sei die „... Zurückführung des arithmetischen Moments auf das geometrische, welches unmittelbar an die Sinne herantritt“.¹² Hin- und hergerissen zwischen belächelnder Nachsicht und staunender Bewunderung für die Eingeborenen mit ihren arithmetischen Kunstkniffen, bildet die Schrift von Pott nebenbei eine ergiebige Quelle für das andere Zählen. Etwa wenn sich der Autor mit den Reiseberichten von Hinrich Lichtenstein, dem Erzieher, Chirurgen, Soldaten, ins südliche Afrika begibt: Die meisten Eingeborenen – so die Beobachtungen von Lichtenstein – würden die Zahlwörter nicht nennen und hätten doch genaue Vorstellungen von den Mengen, zum Beispiel der Größe einer Herde.

Der Besitzer merke genau, wenn ein Tier, und sogar welches, fehle: „Wahrscheinlich haben sie eine Art zu zählen, bei welcher sie keine Worte brauchen und wovon sie nicht Rechenschaft zu geben wissen, oder ihr Gedächtnis erlangt für diesen einzelnen Gegenstand durch die Uebung eine so ungemaine Stärke. Ueberhaupt ist das Gedächtnis dieser Menschen sehr stark, sofern es in Erinnerung sinnlicher Beschauungen besteht.“¹³

Das Geheimnis hinter dem andersartigen Zählen ist von Abenteurern wie Lichtenstein nicht gelüftet, immerhin aber erspürt als eine Arithmetik mit allen Sinnen. Anstatt zu zählen, findet ein tiefes, umfassendes Eintauchen in die Materie statt, ein aufmerksames Beobachten, flankiert von Rückgriffen auf Erfahrungen, von der Einbeziehung des Besonderen, des Achtens auf begleitende Laute, Geräusche, Gerüche, Echos, auf Reaktionen aus der Umgebung, wie dem Aufwirbeln von

Staub und vielem mehr, das zusammengenommen diejenigen, die es gelernt haben, befähigt, im Fall einer Herde über deren Kopffzahl – falls es denn sein muß – Schlüsse zu ziehen. Ansonsten gilt: Anstatt über eine bloße Zahl Bescheid zu wissen, scheint die Eingeborenen mehr die Befindlichkeit des gesamten Phänomens zu interessieren. Was ist schon das Wissen über die Anzahl einer Ansammlung von Tieren oder auch eines feindlichen Trupps gegenüber profunden Einblicken in den Zustand, die Absichten solcher Mengen. Für Pott jedenfalls ist die Vermutung nicht abwegig, daß des Zählens unfähig scheinende Eingeborene vielleicht doch über einen größeren Zahlenvorrat verfügen: „Daraus folgt nun inzwischen keineswegs, daß die gedachten Völker, aus Mangel an Zahlwörtern, gar nicht weiterzählen könnten, sondern im Grunde nur deren große Unlust, es zu thun, und insbesondere vor aufdringlichen Fragern.“¹⁴

Der 1847 von Pott eingewobene Gedanke, daß die Gering-schätzung der Fähigkeiten der Eingeborenen möglicherweise einer Überprüfung bedürfe, war ihm dann doch nur eine kleine Spekulation über deren Lust oder Unlust am Zählen in einer Fußnote wert. Im Zweifel für den Fortschritt. Zwischen dem zeitgemäßen Jubel für die Moderne und der alten Ehrfurcht vor einem in Schönheit sich naturhaft entfaltenden Werden schaut Pott zugleich vor und zurück. Hinten liegen die offensichtlichen Lebensbilder: „Um die Möglichkeit des Entstehens der Zahlwörter, trotz ihrer abstrakten Inhaltslosigkeit, gerade umgekehrt aus ganz concreten Vorstellungen begreiflich, ja viel wahrscheinlicher zu finden, darf ich an das Leben selber, und dessen thatsächliche Gewissheit appellieren.“¹⁵ Als Ursprünge der Zahlwörter aus dem Leben selbst nennt Pott zum Beispiel Hand, Füße, Mensch,

Rainer Willert
Brief aus Amambay
München 1985, TransAtlantik
Geld Money
In: Felix Droese (Katalog)
Washington 1994, Art Society
of the Int. Monetary Fund

Lügen
In: *Konkursbuch 54*
Tübingen 2019, Claudia Gehrke

Paraguays gestohlene Revolution
112, Berlin 2018

Was ist Geld?
Eine Podiumsdiskussion
Wangen 1991, FIU

Die wundersame Geschichte von der Errettung der Welt nach dem Weltuntergang, den keiner bemerkte
Graz 2018, Ausreißer, Die Grazer Wandzeitung

Herbert Baldus
Madame Lynch
Berlin 1931, Büchergilde Gutenberg

Katharina von Dombrowski
Land der Frauen
Frankfurt/M 1950, Scheffler

Fritz Hochwälder
Das heilige Experiment
Schauspiel in fünf Aufzügen
Hamburg 1957, Paul Zsolnay

Juan Bautista Rivarola Matto
La Abuela del Bosque
Alicante 2008, Biblioteca Virtual Miguel de Cervantes

Augusto Roa Bastos
Menschensohn
Frankfurt/M 1976, Suhrkamp

ANZEIGE

10. Hamburger Kammermusikfest International

29. Oktober - 8. November 2019

Elbphilharmonie · Laeiszhalle Hamburg · KulturKirche Altona

www.hamburger-kammermusikfest.de

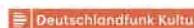


Veranstalter
musikförderung e.v.

Förderer / Kultur- und Medienpartner




NDR kultur



Kartenvorverkauf



ANZEIGE

KOLUMBA

1919 49 69 ff.
Aufbrüche

15.9.2019 – 17.8.2020
Kunstmuseum des Erzbistums Köln
www.kolumba.de

Straußenzehen, bis hin zur 89, dem Begriff für „la révolution“. Sprachrealien sind das, die, nebenbei bemerkt, bis heute fortgesetzt werden könnten, etwa wenn eine eintätowierte 18 ihren Träger als Dampfbake ausweist. Und was den Fortschritt betrifft, so beruft sich Pott auf Wilhelm von Humboldt, der, wie Pott schwärmt, „sehr nach meinem Sinne“ argumentiert: „Unstreitig“ – so Wilhelm von Humboldt – „liegen allen Zahlwörtern ähnliche Metaphern zum Grunde, die sich nur jetzt nicht immer mehr auffinden lassen. Die Völker scheinen aber früh gefühlt zu haben, daß die Vielheit für dieselbe Zahl überflüssig, ja unbequem und zu Mißverständnissen führend sei. (...) Nationen von tieferem Sprachsinne mußte es früh, wenngleich das Gefühl sich nicht zum deutlichen Bewußtsein erhob, vorschweben, daß, um die Reinheit des Zahlbegriffs zu erhalten, die Erinnerung an einen bestimmten Gegenstand besser entfernt wurde. Je mehr dies Gefühl vorwaltete, desto weniger mußte man auf die Bewahrung des Sachbegriffs in den Zahlwörtern halten. Hierdurch aber mußten diese, durch die Abwesenheit des auf Bedeutung hingehenden Sprachsinns der Wahlverwandtschaft der Laute hingegeben, von selbst zu bloß conventionellen Tönen werden.“¹⁶

Dem pragmatischen Missionar – ja jenem vom vergangenen Sonntag auf dem immer noch staubigen Platz – war es nie um die Aburteilung seiner Schützlinge als Vertreter einer Spezies von minderm Sprachsinne gegangen. Außerdem: Wie sollten Laute und Töne weniger lügenanfällig sein? Wie oft hegte doch der Pater den bösen Verdacht, daß die wunderbar musikalischen Guaraní in ihren Jubelchören Gott nur äußerlich besangen, während sie tief innerlich für Satan brannten. Hier halfen keine abstrakten Zahlen. Jedes Gebot brauchte ein Antlitz, jede Sünde eine Fratze, jede Zahl ein klares, entweder erbauliches oder schreckliches Bild. Ja, unser Pater war weit weg von Humboldts „Reinheit des Zahlbegriffs“, er trat noch eine gegenständliche Epoche. Er konnte nicht ahnen, welche abstrakten Ideen die Forscher des 19. Jahrhunderts dereinst aus seinen und den seinen ähnlichen Erfahrungen destillieren würden, zumal er und seine Mitbrüder ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit schrieben. Sie schrieben füreinander.

Das waren noch Zeiten im Paraguay der 1620er Jahre, als sein Orden Antonio Ruiz de Montoya zum Oberen aller Jesuitenreduktionen ernannte. Was für ein Haudegen, Krieger, Indianerfresser war dieser Montoya als junger Mann gewesen, bis er, viermal verwundet, erleuchtet, sich zum großen Evangelisten der Guaraní läuterte, zu deren Retter vor den Sklavenjägern, zum Linguisten und Kenner ihrer Sprache und Kultur.¹⁷

Auch Montoyas Schriften waren zunächst nicht auf Außenwirkung bedacht. Sie zirkulierten intern, dienten als Arbeitsmaterial sowie zur Vorbereitung der Missionare auf ihren Einsatz bei den Guaraní. Die Erkenntnisse entstanden im Tun, bauten auf den Leistungen von Vorgängern auf und wuchsen im weiteren Gebrauch. Ein Stück weit handelte es sich bei diesen Schriften um Gemeinschaftsprodukte. Daß der Jesuitenpater Antonio Ruiz de Montoya für sein 1640 erschienenes Werk über die Sprache der Guaraní nicht die alleinige Autorenschaft beanspruchte, mag der Zusatz im Titel „Compuesto por ...“¹⁸ (zusammengestellt von) verdeutlichen. Nachdem die Missionare längst mit und an den Vorläufern dieser Veröffentlichung gearbeitet hatten, drangen die Neuigkeiten erst Jahre später hinüber nach Europa; so auch jene, für die Mitbrüder vor Ort (wie auch für uns) nicht neue, unglaubliche Beschränktheit der Eingeborenen beim Zählen – sie kämen nur bis vier: „Los Numerales no son mas que quatro“, schrieb Montoya. Zugleich und trotz des von ihm hervorgehobenen Limits gab er doch weitergehende Zahlwörter an, für die Fünf sogar zwei Varianten: Die eine, „yründi hae nirui“, geht aus der Vier hervor, die andere, „pöpetei“, aus

Hand mit eins: eine Hand. Zwei Hände stünden demnach für zehn und für die Zwanzig dienten beide Füße und Hände.¹⁹ Daß Montoya diese Varianten nannte, ohne daß sie bisher in der Originalsprache existierten, darf als Versuch gedeutet werden, zum guaranisprachlichen Weiterzählen anzuregen. Mittlerweile durchgesetzt hat sich von jenen Varianten lediglich – oder immerhin – eine Kurzform aus „pöpetei“, nämlich „po“ für fünf. Diese Sprach- und Zahlenentwicklung im Guaraní als *work in progress* ist bis weit in die Gegenwart zu beobachten, wobei es „sich aber um (inkonsistente und rivalisierende) Versuche, eine Zählung im Guaraní einzuführen ...“²⁰ handelt.

RÜCKZUGSTRATEGIEN

Anders als die missionierenden Patres – auch jener von besagtem Platze – zeigten die namenlosen Eingeborenen wenig Neigung zum Weiterzählen. Und daraus, daß sie schließlich doch so, wie es ihnen vorgemacht wurde, mitspielten und mit Händen und Füßen zählten, sind dann die Berichte über ihre drolligen Ausdrucksformen entstanden. Die Vorstellung, wonach die geschilderte Einfalt der Ureinwohner nicht echt, sondern schlicht Anpassung an die Eindringlinge gewesen sein könnte, widerspricht dem Superioritätsgefühl der Eroberer. Den Gedanken dennoch zu verfolgen, führt zu dem amüsanten Bild, daß sich die Ansässigen gegenüber den herbeiströmenden Fremden bewußt unkompliziert ausgedrückt hätten, sozusagen in einfacher Sprache. Man kennt das bis heute aus der stammelnden Kommunikation gegenüber Ausländern, die der Landessprache nicht mächtig sind: „du zurück gehen Heimat ...“, heißt es da gerne.

Daß die Eingeborenen als rückständige, unterentwickelte Völker eingeschätzt werden, entspringt dem Bild, das die Eindringlinge von Anfang an berichtet, gezeichnet, aufgeschrieben haben; wer schreibt, der bleibt. Was einmal geschrieben steht, ist so schnell nicht aus der Welt zu schaffen. Die meinungsbildende Schlagkraft der Einheimischen mit ihren durchgängig oralen Kulturen blieb gegenüber der schriftbasierten Zivilisation der Eroberer heillos unterlegen.

Dennoch sind alle wieder da, nicht auf dem staubigen Kirchplatz, aber eben hier und dort, bei ihren verschiedenen Verrichtungen, wie es sich für die „Indianerreduktionen“ gehört, seit sich besonders und gerade die Guaraní unter die Herrschaft des Jesuitenordens begaben.

Die Guaraní, zu deutsch: Krieger, hatten sich früh mit den Jesuiten verbündet, weil sie einsehen mußten, daß sie den Ankömmlingen mit ihren martialischen Eisenmännern auf Dauer militärisch nicht würden standhalten können. Rückschauend kann diese Annäherung an den christlichen Orden als Strategie gedeutet werden, um zweierlei zu erreichen:

- Vereinzelung stoppen
- Zeit gewinnen

Die Indios brauchten Zeit, mindestens zwei, drei Generationen, um zwischen sich und dem heranstürmenden Neuen ein Mestizenvolk als wirksamen Puffer entstehen zu lassen. In der Zwischenzeit galt es, um die eigene Kultur und Sprache über die ersten, zerstörerischen Stürme zu retten, möglichst als Gruppe in traditionellen Strukturen zusammenzubleiben, anstatt im Zuge der Eroberung von den „Conquistadoren“ versklavt oder in der sogenannten „Encomienda“ vereinzelt unterzugehen.

Tatsächlich: Gemeinsam mit den Jesuiten ließ sich in den Reduktionen schrittweise eine Alternative entwickeln, die ab 1609 knapp 160 Jahre lang hielt. In durch die Jesuiten weithin von der Außenwelt abgeschirmten Gebieten machten sich die Guaraní faktisch unsichtbar, erhielten sie den notwendigen Rückzugsraum. Was sie dazu brauchten, war eine Art juristischer Unsichtbarkeit, sprich die Rechtsunfähigkeit jedes ein-

zelen. Nur durch die vermeintlich reaktionäre Rechtlosigkeit ließ sich eine im 17. Jahrhundert eingeführte individuelle Tributpflicht entschärfen. Der Status als Rechtssubjekt in Verbindung mit der Steuer – jährlich fünf Pesos, ersatzweise einen Monat Arbeit²¹ – hätte bewirkt, daß sich die einzelnen dann doch in der Encomienda wiederfänden. Um das zu vermeiden, sollten sich die Jesuiten kollektiv um die Begleichung der Steuern kümmern. Damit es so kommen konnte – gemünztes Geld war ja kaum in Umlauf –, mußten die Jesuiten erst noch den *peso hueco* erfinden, keine wirkliche Münze, sondern eine Verrechnungseinheit im Rahmen des Gütertauschs. Ohne Geld also, auf der Grundlage des Tauschhandels, lösten die Jesuiten die Steuerfrage. Der dafür von den Indios zu erbringende Arbeitseinsatz konnte ausgehandelt werden, wobei das gegenseitige Interesse am Gelingen des „Gottesstaates“ beide Parteien kompromißbereit stimmte.

Und die christliche Gefolgschaft, welche die Indianer für den empfangenen Schutz an den Tag legen müßten, nun ja, die ließe sich schon lokern; notfalls durch Dummsstellen, Nichtwissen, Vergeßlichkeit ... Eigenschaften, die glaubwürdig wirkten, weil sie längst zum Image der Eingeborenen gehörten. Außerdem: Nichts währt ewig. Früher oder später, mit fortschreitender Neuzeit, würde der Stern der christlichen Verbündeten sinken. 1767, als es soweit war – der Orden vertrieben, die Patres, auch Dobritzhofer, als Gefangene der Krone schmachvoll deportiert –, gingen die Indianergruppen, die es schafften, zurück in die Wälder. Der Untergang vieler der eingeborenen Völker wie der Abiponer oder Lulos war unterdessen jedoch unaufhaltsam fortgeschritten. Anders die Lage bei den Guaraní, wo dank des Zeitgewinns inzwischen das Mestizenvolk der Paraguayer herangewachsen und damit ein guaranisierter Puffer zwischen den traditionellen Ureinwohnern und der weiter herbeiströmenden Zu- und Unterwanderung durch die „Fortschrittler“ entstanden war.

Noch ist das strategische Pulver der Guaraní nicht komplett verschossen. Noch siedeln einige Stämme in letzten geschützten Gebieten. Noch wäre Zeit, von ihnen mehr über ein alternatives Zählen zu erfahren. Ein Zählen, das die Phänomene als Unikate auffaßt und das zugleich zugibt, wer wollte das bestreiten: Auch Unikate sind gesellig, führen kein mönchisches, kein monadisches Dasein, haben einen, und häufig was für einen Plural, denn, Unikate plus Unikate ergeben neue Unikate, wobei es gilt, deren innere Wirk- oder auch Fliehkräfte zu erkennen, zu benennen bzw. sich für solche Konstellationen und Mengen zu öffnen.

UNIKATE UND WANDEL

Es bleibt dabei: Die Grundlage des Zählens der Guaraní sind Unikate, die, anstatt zum unterschiedslosen Zählen zu ermuntern, die Unterschiede zwischen den Objekten, ihren Eigenheiten und Besonderheiten betonen und nicht so tun, als stünde die Welt still, als bliebe alles wie immer, ohne Dynamik, die das Gezählte im Nu verändern kann. Das guaranispezifische Beharren auf Uneindeutigkeit hat System. Es entspricht einem Konzept von einer sich wandelnden Welt, von einem Denken auf immer weiteren Ebenen und in permanent wachsenden bzw. zerfallenden, davonlaufenden Zusammenhängen, die sich nicht um die Begrenztheit der menschlichen Erkenntnisfähigkeit scheren.

Alle Wesen, Erscheinungen und Dinge bis hin zu genormten Produkten sind in ihren Ausprägungen, Verwendungen, Beziehungen untereinander und zur Welt verschieden aufgestellt.

Jeder Stuhl, jeder Tisch, jeder Kiesel, jede Wolke, sogar ein äußerlich dem anderen gleichender Nagel hat und macht Geschichte. Die Unterschiede bestehen in einer Spanne von graduell bis

fundamental. Und was für die einzelnen Stücke gilt, gilt ebenso für deren Mengen. Selbst Ansammlungen, die sich in Art und Größe gleichen, werden niemals, wie Zahlen es suggerieren, identisch sein. Aggregate aus einer Anzahl von Teilen, etwa von hundert Ochsen, 500 Bäumen, zehntausend Feinden, geben nichts über die ihnen innewohnenden Qualitäten preis, nichts über ihre Stabilität, Labilität, Verlässlichkeit, über Zwecke, Potentiale, Motive. Numerisch bezifferte Aggregate stellen immer nur eine Vergrößerung dar. Sie transportieren einen kargen Erkenntniswert. Anstatt zu zählen, machen die Guaraní lieber mehr als weniger Worte, und darin sind ihnen die paraguayischen Mestizen gefolgt ... auf „jopara“, in einem sprachlichen Mischmasch aus Indianisch und Spanisch.

Kein Mensch, keine Gruppe, keine Hütte, kein Steg, kein Jaguar, kein Piranha und auch kein Schwarm dieser räuberischen Beißer gleicht dem anderen. Kulturen die zählen, vernachlässigen das Erzählen. Das Konzept von der Bedeutung der Unikate hingegen zwingt zum Hinschauen, Entdecken, zum Worte machen, zum Erzählen, zum Beispiel an den „Sonntagen“, in einer der meist erstaunlich leisen Kneipen, die doch voller Stimmen sind und mit Tischen, die exakt den eingeritzten Umfang eines *metro cuadrado* zeigen, der sich langsam mit leer getrunkenen Bierflaschen füllt. Wie viele Flaschen Pilsen-Gebräu wird die schwatzende Runde geschluckt haben, bis kein Lufthauch mehr zwischen die geleerten auf dem markierten Quadratmeter paßt? Nun, einen Quadratmeter eben. ♦

1 Abbé Martin Dobritzhofer, *Geschichte der Abiponer, einer bitteren und kriegerischen Nation in Paraguay*, Zweyter Theyl, Joseph Edlen von Kurzbek k. k. Hochbuchdrucker, Groß- und Buchhändler 1783, S. 205. Der 1748 vom Jesuitenorden nach Paraguay berufene

Dobritzhofer berichtet in seinem dreibändigen Werk von den Abiponern und ihrem argentinisch-paraguayischen Siedlungsraum sowie immer wieder auch über die paraguayischen Guaraní, mit denen er elf seiner 18 Jahre als Missionar in den sogenannten Reduktionen verbrachte.

2 a. a. O. S. 486

3 David Cranz, *Historie von Grönland, enthaltend die Beschreibung des Landes und der Einwohner u. insbesondere die Geschichte der dortigen Mission der evangelischen Brüder zu Neu-Herrnhut und Lichtenfels*, Leipzig 1765, Weidmanns Erben, S. 286

4 Dobritzhofer II, a. a. O. S. 204

5 Vgl. Sebastian Drude, *Wörterbuchinterpretation, Integrative Lexikographie am Beispiel des Guaraní*, Tübingen 2004, Niemeyer

6 <http://www.uni-mainz.de/cgi-bin/guarani2/Woerterbuch.pl>

7 Alexander von Humboldt, „Über die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwerthes in den indischen Zahlen“, in: *Journal für reine und angewandte Mathematik*, Band IV (1829), S. 205–231, hier S. 209

8 a. a. O. S. 210

9 Dobritzhofer II, a. a. O. S. 205

10 Dobritzhofer II, a. a. O. S. 204

11 Dobritzhofer II, a. a. O. S. 202 f.

12 August Friedrich Pott, *Ueber die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile*, Halle 1847, S. 5, Anm. 2

13 Martin Hinrich Karl Lichtenstein, *Reisen im südlichen Afrika*, Berlin 1811, Salfeld, Th. 1, S. 668, zit. nach Pott, *Ueber die quinare und vigesimale Zählmethode*, a. a. O. S. 17

14 Pott, a. a. O. S. 3, Anm. 2

15 Pott, a. a. O. S. 120

16 Wilhelm von Humboldt, *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java*, I. Band, Berlin 1836, Königliche Akademie der Wissenschaften, S. 22 f.

17 Zum Leben und Wirken Montoyas siehe Barbara Ganson, „Antonio Ruiz de Montoya, Apostle of the Guaraní“, in: *Journal of Jesuit Studies* 3 (2016), Online Publikationsdatum 01 Mar 2016, <https://fau.digital.flvc.org/islandora/object/fau%3A37948>

18 *Arte, y Bocabulario de la Lengva Gvarani*. Compuesto por el padre Antonio Ruiz, de la Compañía JESUS, Madrid 1640, Juan Sanchez

19 *Arte, y Bocabulario*, a. a. O. S. 6 und 7

20 Drude, *Wörterbuchinterpretation*, a. a. O. S. 134

21 Manfred Ringmacher, „Zwei Briefe auf Guaraní in Alexander von Humboldts Handschrift“, in: *Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien*, HIN XV 29 (2014), S. 90–101, hier S. 92

ANZEIGE

Lust auf mehr

Neues aus der
Sammlung Würth
zur Kunst nach 1960

30. September 2019 –
20. September 2020
Täglich 10–18 Uhr
Eintritt frei

www.kunst.wuerth.com



KUNSTHALLE WÜRTH SCHWÄBISCH HALL

Alle Aktivitäten der
Kunsthalle Würth sind
Projekte der Adolf Würth
GmbH & Co. KG.

WÜRTH